

# Das Mädchen Taimi

Autor(en): **Foelckersam, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 18

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669477>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Mädchen Taimi

Es regnete die ganze Nacht. Ich wachte einige Male auf und lag mit offenen Augen im Dunkeln und hörte dem sanften an- und abschwel- lenden Rauschen des Regens zu: es klang wie das Flügelschlagen eines grossen Vogels. Manchmal wurde es stärker, dann wieder schwächer; zu weilen hörte es auf und kam nach einer Weile wieder, eintönig und trostlos. Mir schien, als würden Regen und Dunkelheit nie aufhören. Ich konnte es kaum erwarten, dass es wieder Tag wurde. Ich sehnte mich nach Licht und Sonne, sehnte mich darnach, wieder auf den heissen Granitklippen in der Sonne zu liegen. Aber ich wusste: dieser Regen brachte den Herbst. Und doch schien mir, als sei ich erst gestern hierher, nach Aland, gekommen ...

Es war an einem Abend gewesen, kurz nach Sonnenuntergang, als das Schiff in den Hafen von Mariehamn einlief. Im Westen standen die Klippen tiefschwarz gegen das flammende Abendrot; aber im Osten waren Meer und Himmel schon von einem kühlen, verblassenden Violett, und die Masten der «L'Avenir», eines schneeweissen Viermasters, ragten nadelspitz in den aufgehenden Mond.

Das war im Juni gewesen. Ich wohnte damals an der «Esplanade», einer schnurgeraden Lindenallee, die den Westhafen mit dem Osthafen verbindet. Damals wurde es nachts nicht dunkel; kaum hatte sich über alles ein matter, silbriger Schleier gesenkt, färbte sich der Himmel am Horizont schon hartblau. In diesen fahlen, schattenlosen Juninächten, die weder Tag noch Nacht waren, sondern einem langsam verdämmernden Abend glichen, fuhren die Leute spazieren. Bis in die frühen Morgenstunden fuhren die beiden einzigen Pferdedroschken von Mariehamn die lange Lindenallee auf und ab; vom Westhafen, wo die grossen Segelschiffe lagen, bis an den runden Platz am anderen Ende mit dem einstöckigen Hotel, der Apotheke und dem Friseurladen, und wieder zurück. Ich hörte sie unter dem offenen Fenster vorüberfahren, hörte Stimmen und Lachen und das Getrappel der Pferdehufe auf dem weichen, ungepflasterten Erdboden: ganz nah, dann leiser, immer weiter, bis es in der Ferne verklang. Dann war es eine Zeitlang still, und wieder kam eine Droschke vorübergefahren. Das war

Anfang Juni gewesen, als der Flieder blühte. Bald darauf zog ich hierher, in den nördlichen Teil von Aland, in die einsamen, dunklen Wälder von Geta.

Als ich am Morgen aufwachte, regnete es noch immer. Der Himmel war gleichmässig grau, und die Tannen vor meinem kleinen roten Fischerhause sahen vor Feuchtigkeit fast schwarz aus. In der Stube war es kalt. Ich holte Holz aus dem Schuppen, um Feuer im Herd zu machen. Aber das Feuer wollte nicht recht brennen; zischend glomm es die Scheite entlang, und die Feuchtigkeit sickerte in grossen dunklen Tropfen aus dem Holz.

Ich ging hinaus und schlenderte den Waldpfad hinauf, zu den Klippen von Gunnarklint. Seit Wochen war ich nicht mehr dort gewesen. Die Luft war frisch; es roch feucht nach Moos, an den Birken waren einzelne Blätter gelb. Die rose Granitklippen am Wege glänzten, blankgewaschen vom Regen. Man spürte bereits den Herbst in der Luft, obwohl es noch Sommer war. Der Wind brachte ihn vom Meer; dieser Wind, der mit schwermütigem Raunen durch die Wälder strich, über die unzähligen bewaldeten Schären.

Als ich oben angelangt war, trat ich an den Rand der steilen Felswand. Die Landschaft unter mir verschwand im Regendunst; ich konnte weder das Tal mit dem Dorf, noch die Schären sehen, noch das Meer. Ich ging auf die andere Seite hinüber. Dort, tief unter mir, musste der kleine Waldsee liegen; aber auch er blieb unsichtbar, nur die Tannenzweige rings um ihn ragten aus dem eintönigen Grau.

Anfang Sommer war ich oft hierher gekommen, um im tiefblauen, kühlen Waldsee zu baden. Nach dem Bad stieg ich die Klippen hinauf. Ich lag stundenlang auf dem glatten, heissen Granit, faul und wunschlos, und liess mir die Sonne ins Gesicht scheinen. Tief unter mir leuchtete emailblau der kleine einsame Waldsee. Am gegenüberliegenden Ufer war eine Wiese, buntgesprenkelt von Sommerblumen, dahinter stieg dunkel der Wald an. Die Wiese, von drei Seiten vom Wald umrahmt, sah wie eine Bühne aus. Und auf dieser kleinen Bühne sah ich von meinen Klippen aus wie aus einer Loge Tag für Tag dasselbe und doch wieder neue Schauspiel. Auch die Schau-

spieler waren immer dieselben. Es waren nur zwei: ein Bursche und ein Mädchen. Sie traten aus dem Walde und gingen aufeinander zu. Das Mädchen trug einen rostroten Rock. Wenn sie sich begegneten, blieben sie stehen, und ich erriet mehr, als dass ich es sah, dass sie sich küssten. Dann gingen sie nebeneinander den Abhang hinauf und verschwanden hinter den Bäumen. Sie trafen sich jeden Tag. Manchmal sass der Bursche bereits da und wartete. Er sass reglos da, und ich fühlte, wie er auf das Mädchen wartete. Wenn ihr rostroter Rock hinter den Bäumen auftauchte, wandte er sich im selben Augenblick um und lief ihr entgegen. Manchmal hörte ich schon von weitem ihre Stimmen. Ich erkannte sie sofort. Ich hörte den Burschen rufen; seine Stimme hallte weit durch die Stille, das Echo trug sie weiter und weiter. Und aus dem Walde antwortete eine helle Stimme wie ein Vogelruf.

Später lernte ich den Burschen kennen. Er hiess Ture Persson und lebte mit seiner blinden Schwester am Wege, der ins Tal hinunterführte. Es war ein breitschultriger, blonder Bursche mit einem offenen, sympathischen Gesicht. Wie die meisten Aländer lebte er vom Fischfang, und ich war öfters mit ihm zum Fischfang aufs Meer hinausgefahren. Im Frühjahr zog er mit einigen andern Fischern für mehrere Wochen auf Robbenfang aus. Seine Schwester führte ihm den Haushalt. Obwohl sie so gut wie blind war, sah es bei ihnen in der Stube immer sauber und blitzblank aus. Nur beklagte sich Ture bei mir, dass die Schwester beim Ausbessern seiner Hosen zuweilen rote und grüne Flicke draufnähte. Ture brachte mir oft Fische; wenn er keine Zeit hatte, schickte er seine Schwester. Sie kannte alle Wege und Pfade gut, und sie ging mit ihren steigenden, steifen Schritten, die blicklosen Augen geradeaus gerichtet, geschickt an Bäumen und Sträuchern vorbei. Ture hatte mir gegenüber nie etwas von seinem Mädchen erwähnt. Aber ich hatte sie später mehrfach im Dorfladen gesehen. Ihr dunkelgetöntes Gesicht unter dem glattgescheitelten, blau-schwarzen Haar war ernst und schmal. Sie glich keinem der Mädchen hier auf Aland; sie sah wie eine Indianerin aus mit ihrem stolzen, abweisenden Ausdruck — ein fremdartiger Vogel, der sich hierher, in den Norden verirrt hatte. Ihre Mutter sei Zigeunerin gewesen, erzählte mir der Ladenbesitzer. Ihr Vater war Finne. Sie hiess Taimi, was auf finnisch junge Pflanze bedeutet.

Als ich den Pfad hinunterging, hörte ich hin-

ter den Bäumen Stimmen. Es waren ein Mann und ein Mädchen. Sie mussten dicht am Wege stehen, hinter den Tannen. Kaum war ich einige Schritte weitergegangen, als ich Aeste knacken hörte. Jemand trat hinter den Bäumen hervor. Es war Taimi. Sie kam mir langsam entgegen. In ihrem blau-schwarzen Haar hing ein welkes Blatt. Als sie vorüberging, grüsste sie. Sie trug ein ausgebleichenes türkisblaues Tuch um die Schultern, das ihr ernstes und stolzes Gesicht noch dunkler und fremdartiger erscheinen liess. Sie hat sich wieder mit Ture getroffen, dachte ich.

Ich schlug einen Pfad ein, der einen Umweg bedeutete; aber ich hatte ja nichts vor, und der Tag ist oft lang, wenn man allein ist. Als ich aus dem Walde trat, sah ich vor Ture Perssons Häuschen einen alten roten Fiat halten. Vor dem Hause standen mehrere Frauen und ein alter Mann. Sie sprachen erregt miteinander.

Als ich vorbeikam, verstummten sie. Eine Frau mit einem strengen, wie aus Holz geschnitzten Gesicht rückte ihr Tuch zurecht und seufzte: «Und alles wegen diesem Zigeunermensch, wegen dieser Taimi. Ich komme herein und sehe, wie er daliegt in seinem Blut...»

Ich ging an den Frauen vorbei, ins Haus.

In der Stube war es dämmrig. Am Fenster standen Tures blinde Schwester und der Arzt, ein kleiner hagerer Mann. Er wusch sich die Hände; die Blinde hielt ihm ein Handtuch hin. Als sie meine Stimme hörte, sah sie mich mit ihren starren Augen an und lächelte hilflos.

Ich trat ans Bett. Ture lag reglos da. Sein vom Wetter gebräuntes Gesicht mit den hellen Brauen und dem grossen, schöngezeichneten Mund sah wie eine Bronzemaske aus. Das Hemd stand über der Brust weit offen. Die nackte, kräftige Brust wirkte seltsam weiss gegen den dunklen Kopf. Die Handgelenke waren dick verbunden, und seine Hände lagen, dunkel und schwer, auf der Bettdecke.

«Es wird alles wieder gut, Ture», sagte ich.

Ture antwortete nicht. Er starrte vor sich hin. Seine Schwester trat ans Bett. «Er will nicht sprechen», flüsterte sie, und sie sah mich mit ihren blicklosen Augen ängstlich an. «Er antwortet auf keine Frage. Nicht einmal dem Herrn Doktor hat er geantwortet.»

Der Regen hatte aufgehört. Einen Augenblick schien die Sonne durchs niedrige Fenster. Dann verschwand sie, und in der Stube wurde es grau und trübe. Ich sah wieder Taimi vor mir, wie sie

hinter den Bäumen hervortrat ‚ein welches Blatt im Haar ...

«Bald bist du wieder in Ordnung, Ture», sagte ich. «Ich komme morgen vorbei und bringe dir etwas zum Lesen.»

Ture bewegte die verbundenen Hände auf der Bettdecke, als wollte er etwas von sich schütteln. Er starrte dabei noch immer die Wand an.

Ich ging hinaus. Der Arzt war gerade dabei, in seinen alten Fiat zu steigen. Die Frauen, Tures Schwester und der alte Mann standen schweigend daneben.

«Es ist doch nicht lebensgefährlich?» fragte ich den Arzt.

Der Arzt sah mich über die Brillengläser verärgert an. «Der ist in ein paar Tagen wieder in Ordnung, ein so kräftiger Kerl. Aber ich kam noch gerade zur rechten Zeit. Sich die Pulsadern durchschneiden! Hat man so was schon gehört? Ein Kerl wie ein Stier, und ein Herz wie eine junge Dame ... Als ob ich Zeit hätte, überall hinzurennen, wenn die Leute sich aus unglücklicher

Liebe ...» Der Arzt schob sein Köfferchen neben sich auf den Sitz. «Ich hab' wahrhaftig anderes zu tun.» Er schaltete den Gang ein. Das kleine rote Auto holperte über den Weg dahin und verschwand hinter den Bäumen.

«Ja, der Herr Doktor hat schon recht», sagte die alte Frau mit dem strengen Gesicht. «Und alles wegen diesem Zigeunermensch ...»

Die anderen nickten.

Ich schlenderte weiter. Eine kalte Sonne kam hinter den Wolken hervor und versilberte die Pfützen. Ich beschloss, ins Dorf zu gehen. Ich wollte zur Post; vielleicht waren Briefe gekommen. Ich musste auch in den Laden, neue Angelhaken besorgen.

Als ich weiterging, hörte ich im Walde einen langgedehnten Ruf. Das Echo trug ihn weiter und weiter. Es klang wie eine Frage. Dann war es eine Weile still, und nun antwortete eine helle Stimme wie ein Vogelruf.

Ich erkannte Taimis Stimme.

André Foelckersam

### Enttäuschung

Meta Stoffel

Gestern hing der Flieder  
übertoll von tausend Blüten,  
heut' ist alles fort ...

Gestern hing die Lippe  
voll von tausend Schwüren  
— heute nicht ein Wort ...

Ja, ich glaubte alles,  
dir und auch dem Flieder,  
ahnte keine List, —  
wusste nicht, dass beides:  
Menschenwort und Blüte  
gilt so kurze Frist.